

1. VIII. 1917

Nach drei Jahren.

Welches traurige Ereignis hat vor drei Jahren dieser Tag gezeitigt? Man kann sich die entsetzlichen Erinnerungstage nämlich ausuchen: in der unseligen Woche vor drei Jahren geschah jeden Tag ein Weltunglück. Am 23. Juli das österreichisch-ungarische Ultimatum an Serbien, am 25. Juli Abbruch der Beziehungen, am 28. Juli Kriegserklärung an Serbien, am 31. Juli das deutsche Ultimatum an Rußland und die allgemeine Mobilisierung in Oesterreich-Ungarn: da begann der Weltkrieg! Die einen spielten mit dem Kriege, die anderen eröffneten ihn: und in acht Tagen ward der Weltenbrand entfesselt, der heute, nach drei Jahren, von denen jeder Tag, ja jede Stunde fürchterliches Ausgesät hat, noch nicht gelöscht ist. Noch nicht gelöscht: Gott weiß, wie weit wir noch vom Frieden entfernt sind! Drei Jahre hat das Menschenmorden vollendet, und inzwischen hat der Krieg im Osten und im Westen neu begonnen! Der Gedanke, diesem verruchten Wahnsinn ohnmächtig gegenüberzustehen, ihm nicht Einhalt gebieten zu können, ihn weiter und weiter gewähren lassen zu müssen, dieser Gedanke ist wahrhaft zermalmend für die Menschheit. Nur eine Sehnsucht erfüllt die Völker, die nach dem Frieden; nur ein wildes und stürmisches Verlangen beseelt sie alle, das Verlangen, daß diese Zeit der Barbarei, die Zeit der Verleugung alles Menschlichen, Sittlichen und Geistigen enden möge. Aber was nützt es, daß in allen Herzen nur dieser eine Wunsch pocht und die Gehirne keinen anderen Gedanken mehr gebären können? Eine Handvoll Leute, durch den Mechanismus der kapitalistischen Ordnung mit der Macht bekleidet, sagt Nein zu diesem Weltbegehren und der Krieg geht weiter! Jetzt entbrennt wieder im Westen eines jener fürchterlichen Gemehel, deren Schilderung einem schon das Blut erstarren macht! Wieder werden sie nach Zehnen- und Hunderttausenden geopfert werden, die letzten der aufrechten Männer vielleicht, die das arme Europa noch sein eigen nennt, und wofür? Für ein Phantom, für den elendesten Wahn, der jemals das Denken der Menschen verfinstert hat! Wie hoffen wir alle auf diesen Sommer, der nach drei Blutjahren das Ende bringen sollte! Und gleichsam zum Hohn aller dieser Hoffnungen fängt am dritten Jahrestag das Töten und Morden von neuem an! Ist wirklich alles Menschentum im Not versunken und feiert die unmenschliche Barbarei ihren ungezügelter Triumph?

Die Empfindung will nicht weichen, daß ein kräftig-aufrichtiges Wort in Berlin gesprochen, allem aufgedonnerten Widerstreben der Gegner zu Trost, seiner Wirkung gewiß wäre. Daran fehlt es, das ist noch nicht vernommen worden, und diese halben Zusagen, von denen der nächste Satz die Hälfte wieder zurücknimmt, schaden mehr als sie nützen. Vergleiche man doch die Rede Czernins mit der Rede des neuen Reichskanzlers und man wird des Unterschiedes rasch inne werden. Für den Grafen Czernin ist der Verständigungsfriede ein erstrebenswertes Ideal; nicht etwa notgedrungen, sondern aus der Erkenntnis, daß nur aus ihm die gepeinigte Menschheit die friedliche Kraft empfangen kann, die sie befähigen wird, die Wunden zu schließen, die grausamen Folgen des Krieges zu überwinden, ist der österreichisch-ungarische Minister für den Frieden, der alle Vergewaltigungen ausschließt und nur dem übereinstimmenden Willen aller Teile entspringt. In Berlin

hat sich diese Erkenntnis noch lange nicht durchgesetzt; dort erachtet man den Verständigungsfrieden noch immer als ein Uebel, mit dem man sich, wenn es nicht anders geht, vielleicht abfinden mag, der aber von dem, was man eigentlich will und anstrebt, welkenweit entfernt ist. Graf Czernin spricht frank und frei vom Verständigungsfrieden; in Berlin bringt man das Wort nicht über die Lippen. Deswegen üben diese Erklärungen keine werbende Kraft aus; ihnen fehlt der Klang des Aufrichtigen, des Ueberzeugenden; kaum ausgesprochen, verwehen sie und das allgemeine Mißbehagen, zu Hause und beim Gegner, folgt ihnen auf dem Fuße. Mit der Methode, die immer nur daran denkt, unbestimmte, auslegungsfähige Wendungen zu produzieren, die die Annexionschwärmer beruhigen sollen, ist der dichte Nebel, der sich zwischen die kriegsführenden Völker gesenkt hat, nicht zu bannen; sie verstärkt ihn eher. Die Empfindung läßt sich nicht verschrecken, daß man den Frieden dennoch haben könnte, wenn man ihn nur, und ihn über alles, haben wollte; und daß es, wenn er nicht kommt, er in immer weitere Fernen rückt, wohl darin seinen Ursprung haben wird, daß man ihn nicht so will, als man ihn wollen müßte.

Die Tage gehen, die Monate, die Jahre, und nichts ändert sich an dem grausamen Einerlei des Krieges, das kein Abscheu der Menschheit zu bändigen vermag. Wie lange noch? So fragt jeder einzelne, so fragen alle, so fragen sie in jedem Augenblick, da die Geschütze donnern und der Tod seine schaurig-sinnlose Ernte vollführt. Wie lange noch?